

Hanna Mittelstädt
Arbeitet nie!
Die Erfindung eines anderen Lebens
Chronik eines Verlags

Edition Nautilus

Begrüßung, soll ein heiterer Abend werden ...

Notiz Lutz Schulenburg zur Feier „25 Jahre Nautilus“, 1999

*Was uns an allen Geschehnissen, an denen wir mit oder ohne
Interesse teilnehmen, immer wieder zu fesseln vermag, ist einzig
die fragmentarische Suche nach einer neuen Lebensweise.*

Guy Debord, „Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie“, 1955

*Das, was war, was sich einst neu definierte, absetzte,
zur Gegenbewegung wurde. Und noch heute atmet.*

Detlef Berentzen im SWR/WDR zum situationistischen Projekt, 2014

*liebe hanna. lieber lutz. eure bücher machen mich munter. ich dank euch ...
ich bin misstrauisch wie unter mördern ... unter dem deichschnitt
früh morgens schon der nebel. der hieb und der hauch. ich mag das
gern. und bald schlachten wir ein lamm und backen die beinchen
und beten doch nicht.*

Christian Geissler, 25.8.1991

Dies ist eine Art Chronik eines Lebensprojekts, der Echoraum eines Verlags. Der Verlag, den ich 1972 zusammen mit Lutz Schulenburg und Pierre Gallissaires gründete, war ein Werkzeug, um Texte zu veröffentlichen und Menschen zusammenzubringen, um über diese und andere Texte und die damit verknüpften Fragen zu diskutieren: Wie werden wir frei, das heißt glücklich, wie ändern wir unser Leben und die Welt so, dass alle frei und glücklich werden können!

Die Situationisten entdeckten Anfang der fünfziger Jahre in Paris die Parole „Ne travaillez jamais“ (Arbeite nie), die ziemlich groß in eine verrußte Mauer der Rue de Seine geritzt war, und betrachteten sie als ihr Elementarprogramm. Nicht arbeiten hieß für sie: sich der Verwertungsmaschine des Kapitalismus entziehen, ein anderes Leben wählen, tätig sein im Umherschweifen, im Diskutieren, Herumtreiben. Sich austauschen, sich dem Rausch hingeben, dem Neuen, dem Offenen. Sich einen eigenen Zugang zur Erkenntnis verschaffen, die Welt radikal kritisch analysieren, die das ganze Leben durchdringenden Warenverhältnisse denunzieren. Auf den Aufstand setzen, auf die soziale Veränderung, den Bruch, der dann 1968 weltweit eintrat. Damit stellten sie sich gegen die politischen und staatlichen Institutionen jeder Art. Das „Neue“, „Offene“ bezog sich nicht nur auf ihre alltägliche Tätigkeit, sondern auch auf Form und Inhalt einer revolutionären Bewegung, die tatsächlich als Überraschung und „Geschenk“ in den sechziger Jahren auftauchte. „Wir haben einfach Öl hingebraht, wo Feuer war“, so beschrieben die Situationisten ihre Rolle in den wilden Streiks und Besetzungen des französischen Mai 68.

Wir machten 1972 da weiter, auf unsere, selbstverständlich unvollkommene Art. Wir, eine Gruppe gleichgestimmter junger Menschen, begannen damit, die zwölf Ausgaben der Zeitschrift der Situationistischen Internationale (1958–1969) aus dem Französischen zu übersetzen, zu publizieren und darüber zu debattieren, zu streiten, uns begeistern zu lassen. Wir ließen uns von den mangelhaften Bedingungen unserer materiellen und intellektuellen Ausstattung nicht davon abhalten, genau hier weiterzumachen. Die bestehende Organisation der Welt musste als Ganzes in Frage gestellt werden.

Zu unserem sich entwickelnden Freiheitsbegriff gehörte, neben der Ablehnung der Lohnarbeit, die Loslösung von herkömm-

lichen Vorstellungen der „politischen Arbeit“, der „politischen Literatur“. Die Ermächtigung für ein „eigenes Leben“, das sich an selbst gewählten Traditionen und selbst festgesetzten Werten ausrichtete. Es ging um einen zu gewinnenden Reichtum an Lust, Wissen, Autonomie. Ein Buchverlag mit angeschlossener Zeitschrift war ein gutes Spielfeld zur Erlangung dieser Reichtümer. Er war auch ein sehr gutes Übungsfeld zur Erlangung von Ausdauer, Demut und Hartnäckigkeit.

Ein Verlag ist ein Rahmen, in dem man ständig wieder neu ansetzt. Man besitzt nichts von materiellem Wert, ein großer Haufen Bücher kommt im Laufe der Zeit zusammen, die meisten sind nach kurzer Zeit für materielle Erwartungen wertlos (nach meinem Ausscheiden aus dem Verlag und dem Umzug des Lagers wurden mehr als 50.000 Bücher makuliert, und zwischenzeitlich hatten wir immer schon sogenannte Überbestände zu Altpapier werden lassen, bei großen Mengen konnte man sie als Rohstoff für Gebäudedämmmaterial anbieten). Aber sie alle beinhalten Erfahrungen, sie beinhalten sogar paradiesische Vorstellungen. Jedes Exemplar ist eine kleine Chance auf gesellschaftliche und individuelle Veränderung, Verbesserung von Verhältnissen, Anreicherung durch Erkenntnis. Die Welt wäre besser, wenn sie alle gelesen worden wären.

In der Gemengelage des Verlagsprojekts durfte ich lernen, dass es unendlich viele Wege zu Glück und Freiheit gibt, in der Vorstellung und in der Praxis. Dass sich die Freiheit aus den Lasten oder gegen die Lasten, die eine Gesellschaft der Unfreiheit, global und lokal, einem auf die Schultern drückt, entwickeln kann. Trotz der Schwierigkeiten, diese Lasten loszuwerden. Dazu gehört eine nicht unbeträchtliche Anstrengung, die eigene Autonomie zu erkennen und darüber hinaus zu erlangen. Wie sieht sie eigentlich aus, und wie ist der Weg zu ihr?

Unsere Beschäftigung mit den Situationisten fräste uns die Bedeutung des Spiels in die Vorstellung von Freiheit. Wir würden sie nicht geschenkt bekommen, weder die Freiheit noch das Spiel, wir mussten es selbst tun, mit den anderen, die auf einem ähnlichen Weg waren. Davon möchte ich berichten.

Wir haben in einem Alter und mit Kapazitäten begonnen, die uns als Dilettanten auswiesen. Das hat uns von Anfang an mit einer gewissen Unabhängigkeit und Spielfreude ausgestattet.

Pierre Gallissaires hat nach kurzer Zeit das in Hamburg begonnene gemeinsame Projekt verlassen, ging zurück nach Frankreich und dort so weit es ging seiner eigentlichen Leidenschaft nach: der Poesie (und darüber hinaus machte er mehr als dreißig Übersetzungen wichtiger Autoren aus der deutschen in die französische Sprache).

Als Lutz und ich richtige Profis waren, nach vierzig vollen Jahren mit so gut wie allen Erfahrungen, die man innerhalb eines Verlages machen kann, haben wir aufgehört. Lutz, indem er 2013 ganz plötzlich starb, und ich, indem ich drei Jahre nach seinem Tod den Verlag den vier Mitarbeiterinnen und dem einen Mitarbeiter übergab, um zu entdecken, wie ein Leben ohne Verlag aussehen mag. Um auch ohne Verlag weiter dem Glück und der Freiheit auf der Spur zu sein. Professionalität hatte uns immer nur als Instrument interessiert, als Hebel bei unserem Versuch, das Glück zu verallgemeinern.

Dies ist eine subjektive Chronik. Ich habe sie so geschrieben, wie ich sie erinnere und was mich aus den 37 Verlagskorrespondenzordnern (1972 bis 1996, als der Mail-Verkehr begann) zum Aufschreiben anregte. Ich habe mit Freunden und Weggefährten diskutiert. Ich habe mir die Freiheit genommen, die Erinnerungen nicht chronologisch zu ordnen, sondern assoziativ. Sie ist von heute aus geschrieben, Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen. Diese „Chronik der Gefühle“ ist im Kluge’schen Sinne eine „subjektive Orientierung“. Der Schreibprozess war eine Kontaktzone zwischen Vergangenheit und Gegenwart, explizit gegen das Vergessen gerichtet, geradezu „Protest gegen das Vergessen“ (gemäß Hobsbawm). Und so ist die Erzählung auch ein Kontaktfaden in die Zukunft, denn die Frage nach dem „anderen Leben“ wird immer wieder neu gestellt.

Ich habe versucht, so nah wie möglich an meiner Subjektivität zu bleiben und an dem inneren Glutkern, der diese Geschichte ermöglicht hat. Mit dem Begriff der Chronik folge ich auch Franz Jung, dessen Autobiographie (*Der Weg nach unten*) bis kurz vor ihrem Erscheinen 1961 „Chronik“ heißen sollte. Nichts ist vollständig in meinen Aufzeichnungen, vieles bleibt ungesagt. Wie sich genau der Alltag des Verlegens abgespielt hat, wie sich eigentlich dieses Team zusammensetzte, welches in wechselnden Zusammenstellungen immer wieder versucht hat, so kollektiv

wie möglich zu agieren, bleibt, kommentiert meine Lektorin, leider ein bisschen vage. Das stimmt, aber das wäre ein anderes Buch, das zu schreiben ich ausdrücklich anregen möchte. Wir waren ja viele, und es ist noch unendlich viel mehr zu erzählen.

Kurz vor Abgabe des Manuskripts im Oktober 2022 entdeckte ich, wir hatten nach der Gründung einer Stiftung zum Erhalt des Archivs, der Bibliothek und der Tradition der Nautilusgründer die Ordner zwischen der neuen Verlags-GmbH und der alten Edition Nautilus räumlich getrennt, zehn weitere Korrespondenzordner: 1997 bis 2015, mit echten Briefen und ausgedruckten Mails. Ich sah sie durch, sehr interessante Korrespondenzen aus einem funktionierenden Verlag, erstaunliche Kommunikationsdetails zwischen Autorinnen und Autoren und ihren Verlegern. Aber mein Buch war fertig. Und ich wollte es nicht mehr erweitern.

Ich schreibe über die Anfänge, ich versuche herauszufinden, wie wir da hineinwuchsen, wie das Zeitschriften- und Büchermachen uns veränderte. In den Jahren bis 1996 gibt es kaum Briefdurchschläge von mir. Nur Lutz hatte quasi für „die Akten“ oder „die Ewigkeit“ geschrieben und die Durchschläge zusammen mit den eingegangenen Briefen auf große Haufen gelegt, die ich einmal im Jahr in Ordner sortierte. So fehlt aus der Entstehungszeit meine Stimme fast vollständig. Sie besteht darin, die hier versammelten Dokumente ausgewählt, zusammengefügt und von heute aus kommentiert zu haben.

Man könnte auch alles ganz anders erzählen. Ich habe hiermit einen Anfang gemacht und gleichzeitig einen Schluss formuliert. Ich muss nichts beweisen, und ich will nicht Recht haben. Ich nehme nur mein Recht zu sprechen in Anspruch. Die Sprache, die zu benutzen und zu lieben ich gelernt habe, ist mein Spielball geblieben. Und das kollektive Gewebe, in dem ich mich aufgehoben habe und weiterhin aufhalte, ist ein fluides, bewegtes, veränderliches und inspirierendes Feld. Ich bedanke mich bei allen, die mein Leben und dieses Verlagsprojekt bereichert haben.

The absolute beginners 1971/72
Vor David Bowie, 1986

Ich habe MAD Nr. 3 erhalten. Bitte schickt mir noch Nr. 1 und 2 und sonstiges Material. Bezahlen würde ich allerdings nicht gern, da knapp mit Geld [...]

Hallo Genosse, ich hörte, dass Du eventuell einiges an Klamotten für mich haben würdest. Und außerdem, dass Du eventuell nach Frankreich fahren würdest, es wäre duft, wenn ich Dich vielleicht nach Paris begleiten könnte, denn ich werde, wie Du weißt, am 2. August d.J. entlassen [...]

Liebe Genossen, habe gestern MAD erhalten und finde es duft, daß Ihr noch lebt und wieder ein neues Heft getätigt habt. Möchte bissel den bloßen Konsum vermeiden und Euch paar Gedanken zur Kritik und Anregung vom Kopf aufs Papier bringen. Ich finde es unheimlich gut, dass Ihr gerade jetzt das Thema Gewalt angepackt habt und zwar mutig und offen.

Liebe Genossen, ich bekam die letzte MAD-Nummer. Ich war ein bißchen entsetzt, einmal durch die schlechte Leserlichkeit, und das liegt nicht am Drucker [...]. Zum 2. ist das Lay-out auch nicht das Beste. Ein Angebot: ich studiere hier in Mainz Graphik Design und würde Euch das Lay-out umsonst machen [...]. Drucken müsst Ihr den Kram dann natürlich in Hamburg und auch der Text müsste natürlich bei Euch geschrieben werden, aber besser als in der letzten Nummer [...]

Hallo Genossen, wir sitzen hier im Knast und unser Verdienst tendiert zwischen 15 und 25,- DM monatlich, deshalb wäre es natürlich duft, wenn wir ein Freiabonnement von M-A-D bekommen könnten. Denn während der Haftzeit sind wir hier in Bremen praktisch tot, da hier keine Schwarze Hilfe existiert. [...]

Wenn Ihr mir etwas schreiben wollt, das nicht für die Zensur bestimmt ist, so kauft Euch doch bitte Zitronenessenz (gelbe Plastikzitrone) und füllt damit einen Füllfederhalter. Damit könnt Ihr dann schreiben (aber nicht so stark aufdrücken, da sonst das Papier zu stark zerkratzt wird ...) Ich brauche dann nur eine Zigaretteglut unter den Brief zu halten und schon wird die Schrift sichtbar [...]

Wenn Ihr mich besucht, bringt doch eine Schreibmaschine mit und etwas zum

„pushen“ (Stoff etc.) Ich habe übrigens noch 18 Monate, Näheres dann beim Besuch! Venceremos!

Liebe Genossen! Scheiße, dass Ihr pleite seid, aber wer ist das nicht? Wir stecken auch bis zum Hals drin! Wir brauchen dringend finanzielle Unterstützung!

Horst [Stowasser] ist unterwegs Infos drucken und fährt danach direkt nach Afrika. Der Rest der Gruppe hat nun die Freude, sich in die recht zahlreiche und komplizierte Korrespondenz einzuarbeiten ...

Genosse, wenn du den Text durchgelesen hast, wirst du wahrscheinlich denken, was macht der denn vorher so ein Tam Tam – deshalb nur, weil in diesem Text auch Namen von PoPo-Bullen vorkommen, daher muss ich vorsichtig sein ... Mein Text ist sowieso in Sicherheit, falls eine Hausdurchsuchung erfolgt [...]

Genossen! Die Neuigkeit dieser Woche ist, dass ich gestern den 13.11. [1971] einen Wisch vom Landgericht Berlin bekam, der eine Beanstandung und Nichtbeförderung meines Briefes an Dieter Kunzelmann vom 1.11. beinhaltet, u.a. weil darin der Absender den Bundesinnenminister als Bullenboss bezeichnet und u.a. den Angeklagten wegen begangener Beleidigungen belohbt (habe Kunzelmanns Worte zitiert, in denen er deutlich an seinem 1. Prozesstag sagte: „Thiele ist ein Schwein, er hat die rauschgiftsüchtige [X] gegen mich aussagen lassen!“). Genossen, da ich sowieso weiß – ich schrieb des Öfteren an Dieter Kunzelmann, dass seine Briefe fotokopiert werden und beschlagnahmt – bitte ich euch, da ihr schon in Hamburg wohnt – es mal der deutschen Vertretung von Amnesty International zu berichten. Dieser Wisch ist der zweite Wisch, der nach Kunzelmann nicht durchkommt! Venceremos!

lieber genosse! wir haben uns bisher noch nicht um die gründung einer anarchistischen gruppe am ort kümmern können – sind vorerst noch mit drucken und überregionaler koordination, info und kommunearbeit ausgelastet [...]
PS: MAD-hefte sind übrigens auch auf der frankfurter buchmesse auf 2 ständen verkauft worden!

Liebe Genossen! Wir möchten Euch bitten, uns noch 50 Exemplare der MAD zu schicken, bitte zum Selbstkostenpreis, da wir die Dinger weiterverschicken (0,60–0,70 DM). Inhaltlich werden wir was demnächst dazu schreiben. Die Begriffsabstimmung hat jedenfalls schon lange gefehlt. Es kommt jetzt darauf an, dass wir sie massenhaft verbreiten.

Lieber Pierre, habe den MAD gelesen. Ich bin sehr zufrieden. Vor-urteile werden abgebaut. Ich möchte 10 Exemplare bei uns an der Schule verkaufen [...]

Liebe Freunde, wir haben heute die MAD erhalten. MAD ist sowohl inhaltlich wie technisch erfreulich. Was Sauberkeit der Ausführung anbelangt, sind nur die Anarchistischen Blätter von Zürich gleichwertig. Von Österreich ist nichts zu berichten, es gibt nicht einmal eine Gruppe [...]

Lieber Genosse, bis heute habe ich bloß ein MAD-Heft über die Gewalt bekommen und mit nicht große Profit, weil jemand hat sie mir gestohlen (vielleicht dachte man, dass der Eigentum ein Raub sei). Darum kann ich nicht eure Bemühung urteilen, aber ich sehe von hier an eine ziemlich große Aktivität und eine sehr lebendige und urteillose Haltung. Ich bitte Dir etwas mehr von Eure Arbeit mir schicken zu lassen, um etwas eventuell darüber zu schreiben. ...

Ich arbeite in die Grenze meine kleine Möglichkeiten in eine Anpassung unserer Ideen an eine Wirklichkeit, die nicht mehr die frühere sei, aber ich will nicht verzichten an nichts von der wesentlich humanistischen Auffassung des Anarchismus. Unsere Bewegung ist nicht mehr wie früher ein Massenbewegung, die Reaktion seit 1930 war zu stark und die Ausweisungen massiv ...

Nicht mehr für heute. Ich weiß nicht, ob Du ein Übersetzer für mein dumm deutsch sein kannst.

Herzliche Grüße

Diego Abad de Santillán, Buenos Aires

Ja, wir waren immer am Rande

Lutz im Interview mit Jan Bandel, veröffentlicht unter dem Titel „Fantasie und Aufklärung“ in Kultur & Gespenster 3, 2007

Passenderweise hatte ich mein weites, luftiges, blaugemustertes überlanges Hippiehemd an, als ich im Sommer 2017 zu einer Vernissage am Elbufer abgeholt wurde: in einem orange lackierten, komplett elektronikfreien VW-Bus, Baujahr frühe Achtziger! Er kam immer noch gerade so durch den TÜV, und seit er einmal gestohlen, auf dem nächsten Parkplatz von den Dieben aber

wieder stehen gelassen wurde, weil er ihnen offenbar doch zu primitiv war, fungierte ein improvisierter roter Kippschalter als Anlasser, und etliche Kabel hingen vorn aus dem Armaturenbrett. In Unbesandten, das seinem Namen zum Trotz heutzutage zwischen den Elbbuhnen ganz ordentlich besandet ist und etwa auf halber Strecke zwischen Hamburg und Magdeburg liegt, wurde eine Kunstausstellung zum Thema Un/Heimat eröffnet: Es ging um die NSU-Morde, die unwirtlichen Unterkünfte der Geflüchteten, die Geschichte dieses winzigen Ortes im hochgesicherten Grenzgebiet der DDR ... Gibt es eine Heimat als offenen, dynamischen Ort? Ist Heimat immer Gewalt? Ist sie da, wo man sich aufhängt, wie unser ehemaliger Autor Franz Dobler formulierte? Muss man in jeder Lebenslage besser aus ihr fliehen? Sie verlassen? Hinter sich lassen? Das „Eigene“ und das „Fremde“, wie geht das zusammen? Zu diesen Fragen gab es in einer renovierten Scheune aufgehängte Bilder, ausgestellte Objekte und gesprochene Texte. Olaf Arndt und seine Freundin Janneke Schönenbach hatten die Ausstellung organisiert, wir hatten eine Zeitlang verlegerisch zusammengearbeitet.

Abends schichteten sich die Farben des Himmels sanft und transparent übereinander: graublau-rosa-hellblau. Stahlblau und still lag die Elbe wie unter einer Folie, aber die Fließgeschwindigkeit ist erheblich. Ich hatte mittags kurz im braunen Brackwasser einer Bucht gebadet und mich, als ich die Strömung spürte, schnell wieder in den Schutz der Buhnen zurückgezogen. Nach dem großen gemeinsamen Essen mit fünfzig Personen lief ich am Elbdeich längs, der Mond war als filigrane schmale Sichel zu sehen. Ich wünschte, ich wäre so schmal und aus Stahl und könnte schneidend und unangefochten die wilden Mückenschwärme durchwandern, die hier am Deich aufflogen. Auf der Landseite des Deichs beleuchtete ein roter Lichtstreifen unterhalb der Alleebäume die ein paar Kilometer weiter erkennbaren Dünen der Endmoräne, Relikte aus der Zeit, als die Elbe noch das Urstromtal der Gletscherschmelze bildete.

In einen VW-Bus einsteigen, durch die sommerliche Landschaft fahren, das erhebliche Motorengeräusch mit endlosen Geschichten übertönen, bei Freunden ankommen, ausreichend Platz, ein schöner Ort, Frieden, in der kleinen Glasveranda zum Garten hinaus ein Bett für mich ... Diese Art Leben kam immer zu kurz. Da

war ein anderer Plan, die Revolution, oder erstmal auf dem Weg dahin die internationalen anarchistischen und post-situationistischen Genossen (und wenigen Genossinnen) kontaktieren, die Genossinnen und Genossen deutscher Sprache mit geschichtlichem Material und Anregungen für kluge Aktionen versorgen, und später, als wir uns entschlossen hatten, vom Verlag zu leben, kehrte die ökonomische Vernunft ein, die Zeitrationalität, ein nicht unerheblicher Druck, gemischt mit dem Ehrgeiz, es zu schaffen.

So viele Jahre lang war ich die Fahrerin zwar keines Busses, aber zunächst eines orangefarbenen VW-Käfer, später eines orangefarbenen Lada-Kombi. Fast nie war ich Beifahrerin und wäre es doch gern öfter gewesen. Im Sommer fuhren Lutz und ich nach Südfrankreich, Pierre und seine Freundin oder Pierres alte Kommune besuchen. Die Hitze, die ländliche Langsamkeit, die Fliegen mit ihrem betörenden Brummen, der Garten, Gemüse wässern, Gemüse ernten, Gemüse zubereiten, nachts aufs Melonenfeld und ein paar der besten Melonen der Welt, melons de Cavaillon, klauen und mit etwas grobem Meersalz oder, wenn es die gemeinsame Kasse hergab, mit ein paar Scheiben getrocknetem Schinken als Entrée verspeisen. Paté de campagne, Kaninchen in Rotwein, Lamm mit Knoblauch und Thymian, Auberginen in Zitronensaft eingelegt ... Hier lernten wir kochen und das Essen als Zeremonie genießen. Danach in der größten Hitze und leicht vom Wein benebelt Siesta halten, und gemäßigtes Arbeiten: vormittags und nachmittags je zwei bis drei Stunden übersetzen, Projekte diskutieren, palavern.

Wir lernten auch, dass die Revolution und das alltägliche Leben zusammengehören, dass das eine ohne das andere sinnlos ist. In der Sonne des Südens machten wir Pause von den polit-aktivistischen Verwicklungen, in die sich insbesondere Lutz gestürzt hatte. Wir konnten hier mit Pierre debattieren, lernen, entdecken, was alles für die großen Umwälzungen, auf die wir aus waren, von Bedeutung war. So kamen die gesamten Ausgaben der Zeitschrift *Internationale Situationniste* ins Deutsche, von Pierre und mir Seite für Seite übersetzt, von den anwesenden Genossen kommentiert und diskutiert, die Reiseschreibmaschine bei gutem Wetter auf einem Holztisch im Garten, sonst auf einem großen Tisch in einem der bescheidenen, mit Plakaten aus dem Mai 68 geschmückten Innenräume. Sie wurden in zwei Bänden publiziert, der Band 1 noch im MaD-Verlag, Band 2 dann bei

Edition Nautilus, weil inzwischen die Zeitschrift *MAD* mit einer Einstweiligen Verfügung durchgesetzt hatte, dass wir den Namen nicht mehr verwenden durften ... doch dazu später.

Eine andere Stadt für ein anderes Leben
Situationistische Parole, 1959

Ich sitze draußen bei einem Nachbarschaftsitaliener und warte auf eine Verabredung. Am Nebentisch: Die Frauen trinken Bier, die Männer Weißweinschorle, die Frauen essen prächtige Pasta, die Männer halten Diät mit sommerlichem Salat. Auch heute hier an der Kreuzung in St.Pauli-Nord wieder hartes Cornern. Zwei Gestalten haben sich am Bordstein hockend mit sechs Flaschen Bier, ihren Rucksäcken, Kippen und einer Zeitung auf der Straße ausgebreitet. Hier wird heute Abend kein Auto parken! Der LKW, Abhol- und Lieferservice für Getränke, muss schwer rangieren, um an den ausgestreckten Beinen vorbeizukommen.

Der G20-Gipfel in Hamburg ist vorbei, eine sommerliche Lässigkeit ist ins Viertel zurückgekehrt. Die pinkfarbenen Foodora-Boxen auf dem Rücken der Fahrradfahrer sind wieder zur Essensauslieferung da, werden nicht mehr als Täuschungsaccessoire für ein besseres Durchkommen an den Polizeisperrern eingesetzt. Sirenen deuten auf Unfallwagen hin, nicht auf die massenhafte Verschiebung von Polizeiwannen. Kein Hubschrauber mehr über der Stadt.

Ich hatte mich während der Gipfeltage im Juli 2017 immer wieder in die Innenstadt begeben und war in all die kontrollierten Gebiete mit den Sperrkorridoren und Sperrzonen der verschiedenen Farbabstufungen (entsprechend dem Gefahrenpotenzial bzw. der Sicherheitsstufe für die Staatsgäste) gelangt. Ich hatte auf dem Arrivati-Platz an der Kreuzung zwischen dem Schanzenviertel und St.Pauli Pause gemacht, auf dem zivile Utopien für eine freie Stadt der Zukunft ausbaldowert wurden, wo über dem DJ-Pult „Deeskalationscenter“ auf ein Banner gesprayt war, oder im Gängeviertel, der Gipfelgegner-Oase. Ich war wie Ale-

xander Kluges „Patriotin“ in die Schlachtfelder der Geschichte zwischen die beiden Schwarzen Blöcke geraten (den staatlichen und den ungleich kleineren, aber hochgradig motivierten anti-staatlichen), allerdings nicht in Schwarz-Weiß und auf der Leinwand, sondern in echt und Farbe (gelber Rock, grünes T-Shirt). Die berühmte Welcome-to-Hell-Demo hatte ihren gefährlichen Schlagabtausch auf der Hafestraße, einer engen Schneise zwischen der Hafenrandpromenade neben und drei Meter oberhalb der Straße und der Häuserbebauung. Ein ausgesprochen brutaler Polizeieinsatz, der sich darauf gründete, dass von den etwa 10.000 Demonstrant*innen ca. 5 Personen in der Frontlinie des Schwarzen Antifa-Blocks ihre Vermummung nicht abgenommen hatten, denn maskiertes Demonstrieren war damals verboten.

Später kam durch die Nachforschungen eines Untersuchungsausschusses heraus, dass etliche von den Demonstranten vorn am Demokopf, die sich geweigert hatten, die Vermummung abzunehmen, Polizeispitzel waren, wie wir früher sagten. Heute heißen sie Verdeckte Ermittler.

Jeden Abend Schlachten mit der Polizei, die aus ganz Deutschland zusammengezogen war, immer wieder den Scherben nach, den brennenden Müllcontainern, den demontierten Bauzäunen und blockierten Straßen, den eingeschlagenen Schaufensterscheiben, diese Kulisse für die staatliche Machtdemonstration, das absurde und blutige Theater, der Wahn des Hamburger Bürgermeisters Olaf Scholz, hier mitten in der Stadt voller Menschen den Hochsicherheitsbereich für die weltweite Funktionselite zu implantieren.

Die „Zivilgesellschaft“ wehrte sich mannigfaltig: Wir erlebten spontane, überraschende, schnelle und flüchtige Freiheitsmomente, am Arrivati-Platz wurde das riesengroße Transparent „Die freie Stadt der Zukunft gehört keiner Nation an“ aufgestellt, übrigens ein Zitat aus einem bei uns verlegten Buch (Niels Boeing, *Von Wegen. Überlegungen zur freien Stadt der Zukunft*).

Die Lust am Durchstreifen der Stadt, ob im Ausnahmezustand oder nicht, in der bei sommerlichen Temperaturen bis in die späten Nachtstunden überall Menschen unterwegs waren, die guckten, redeten, herumsaßen, cornerten, bassten, Musik hörten, Bier tranken und insgesamt und diffus oder auch mit konkreten Ideen an der freien Stadt der Zukunft bastelten, ist für mich persönlich

mit den Übersetzungen der situationistischen Texte entstanden, mit dem Kosmos, der sich damals, 1972, für uns erschloss: Unsere politisch-philosophisch-künstlerische Sozialisation ging durch das Nadelöhr der situationistischen Erfahrungen und Dokumente. Hier musste alles durch, was wir erlebten, was uns nahe kam. Das war der Prüfstein und gleichzeitig der Schleifstein.

Der erste moralische Mangel bleibt die Duldsamkeit in allen ihren Formen
Guy Debord, „Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie“, 1955

Was den Kongress betrifft, da müssen wir alle sehr vorsichtig sein, und uns immer vor Augen halten, dass wir nicht den „Ideologischen Kampf“ in unseren Reihen führen, sondern gemeinsam die Probleme und Unklarheiten in der Bewegung miteinander angehen und klären. Ich glaube, man vergisst allzu oft, dass man ja gemeinsam eine neue Gesellschaft aufbauen möchte. Liebe Grüße, Heidi (Heidi Schmidt, die erste Nautilus-Autorin, Juli 1973)

Ich hab also jetzt ein Mädchen kennengelernt, mit dem ich glaube, dass es klappt, ne umfassende Beziehung entwickeln zu können. Problem: sie hat jetzt noch keineswegs mein theoretisches Bewusstsein, sie ist auch in sexueller Hinsicht noch viel verklemmter, d.h. diese Konstruktion (spontane und kreative) der gegenwärtigen Situation (siehe Vaneigem) ist nicht möglich. Meine Konstruktion, wie eine Entwicklung allmählich vorgehen soll, macht sie an sich zu einem Objekt. Darf ich die Beziehung aufrecht erhalten? Kann sie für uns so unter diesen Bedingungen total, vollkommen sein (werden)?! (Brief eines Genossen, 1974)

Im Meer des allgemeinen Stillstands in allen und allem, was die „Szene“ des linken Theaters bietet, ist Euer Auftauchen eine begrüßenswerte Neuigkeit, die unser Interesse erregt hat. (Brief der Subrealisten an das Berliner „Komitee der Wütenden“, 1975, in dem Detlef Berentzen Mitglied war, mit dem ich bis kurz vor seinem überraschenden Tod 2019 noch Pläne für eine situationistische Radiosendung und Lesung schmiedete)

Liebe Freunde vom MAD-Verlag! Ein wütendes Herz, das für die Revolution schlägt, wendet sich hier und heute mit folgender Bitte an Euch: ich bin 18 Jahre alt, habe grad mit Müh und Not die stumpfsinnige bürgerliche Schule hinter mich gebracht und soll jetzt zum Militär. Da es mit der regulären Kriegsdienstverweigerung aufgrund meiner aggressiven politischen Anschauungen nicht zu klappen scheint, spiele ich mit dem Gedanken der Desertion. Mich würden nun speziell Eure Meinungen und Vorschläge interessieren. (Brief eines Genossen, 1975)

Sag mal, Lutz, der Kampf – gemessen an einem authentischen erreichbaren libertären Ziel – erscheint aussichtslos. Was motiviert DICH eigentlich zu kämpfen oder Dich zu engagieren? (Brief an Lutz, 1974)

Es ist warm im Golem, draußen noch fast winterliche Kälte, das Abendlicht vom Hafen dringt durch die großen Südfenster auf den Beginn der „Hafenlesung“, ein Format für internationale Lyrik, an dem ein Freund und junger Dichter beteiligt ist und zu dem jedes Mal erstaunlich viele sehr junge Menschen kommen. Wie gern ich hier sitze mit den etwa hundert Zuhörerinnen und Zuhörern, die Texte langweilen mich des Öfteren, aber es ist eine sympathische, konzentrierte und internationale Zusammenkunft. Ich trinke einen Weißwein aus roten Trauben, treffe ein paar Bekannte, die sich freuen, mich zu sehen.

Ich bin gern jetzt, nach dem Ausscheiden aus dem Verlag, irgendwo anwesend, ohne etwas tun zu müssen, ohne Verantwortung für das Gelingen. Ich sitze da und genieße die Würdigung meiner Person, oder der Geschichte, die in mir gesehen wird. Ich bereichere die Zusammenkunft durch meine Vergangenheit, ich steuere der imaginären Gemeinschaft etwas historische Tiefe bei.

*(25.6.1973) Liebe Genossen, wir haben Schwierigkeiten, die Zeitschrift „Revolte“ an Freunde zu verkaufen und der Absatz in der Buchhandlung (Königstein/Taunus) läuft sehr schlecht. Durch Name und Gestaltung des Titelblattes wird erreicht, dass sie die Zeitschrift nicht einmal durchblättern. Könntet Ihr Eure Zeitschrift nicht etwas umfangreicher gestalten? Übrigens hätten wir Lust, an Eurer Zeitschrift mitzuarbeiten, wir sind allerdings im Augenblick stark beschäftigt [...]
Bitte antwortet umgehend, da wir in anderthalb Wochen nach Schweden trampeln.*

(16.8.1973) *Liebe Kamarade, eure adresse war uns von solidarity, North-London gegeben. Wir sind sehr interessant auf die Deutsche politische situation und wir möchten gern lesen ihre flugschrift „Revolte“. Wir hoffen denn, sie werden eine Zeitung uns senden. Hier ist auch unsere letzte Flugschrift [...] Swansea Solidarity*

(21.5.1972) *lieber genosse pierre, [...] ich entschuldige mich, dass ich nicht früher geschrieben habe. die kongress in England, wie ich nannte in vorigen brief, war ein gründungskongress für ORA (die jungen genossen die mit FREEDOM gebrochen haben). als norwegischer kontakt war ich als observator eingeboten. wie ging es an Wilhelmshafen-treffen? wie viele kamen? ich fahre nach haugesund (west-norwegen) mit privaten bus zu ein grosses musikfestival, und später, in august, zu ein festival in England, wo 1-5 millionen menschen kommen will. wenn ich zu Italia gehe, will ich vielleicht Hamburg passieren.*

es war ein kongress in Schweden (Gothemburg), 1. und 2. april, und die in-vitierte waren alte anarchisten a la Frederica Montesey. diesen bürokraten versuchen ein nordisches gross-federation zu machen, mit sich selbst als leiter ... mit schwarzen grüssen von uns und meiner brüderlichen freundschaft ee, Opphus, Norwegen

(ohne Datum) *Lieber Lutz, wir duften Typen von ELDA würden gern mit Euch über Rebell reden. Bitte ruf mich bald an [...]*

(6.4.1973) *Ich habe versucht den französischen Artikel den ihr mir mitgeschickt habt zu übersetzen. Die Fotokopie ist jedoch dermaßen schlecht, daß ganze Abschnitte nicht zu entziffern sind; daraufhin hab ich das Übersetzen gesteckt.*

Wir sind hier dabei eine Gruppe aufzubauen, ich muß mich auf meinen Prozeß vorbereiten und ansonsten gehe ich zur Schule. Durch den Prozeß und die Arbeit hier habe ich keine Zeit mehr [...]

(ein namenloser Genosse)

Die Poesie ist die Tat, die neue Wirklichkeiten hervorbringt
Raoul Vaneigem, Handbuch der Lebenskunst, 1967

Wir waren also Anfang der siebziger Jahre nicht nur dabei, eine Zeitschrift zu publizieren und einen Verlag aufzubauen. Da war auch noch die Sache mit der Revolution, und die Organisation von Kontakten und Gruppierungen ...

„Wir schweben hier in hamburg zwischen den beiden himmeln des aktivismus, einmal die bücher, ein andermal die personen und ihre umsturzvorbereitungen“, schrieb Lutz im November 1974 an Jörg Asseyer, der damals etliche politische Flugschriften für uns aus dem Englischen übersetzte, alle aus dem rätekommunistischen Spektrum.

Anarchistische Genossen in aller Welt wurden angeschrieben, es wurde über Austausch von Informationen, von Druckwerken, mögliche Zusammenarbeit etc. debattiert. Anarchisten waren in Deutschland eine marginale Gruppierung am Rand der Linken, der linke Diskurs wurde von anderen bestimmt. Es gab unter uns kaum „Intellektuelle“, keine Uni-Anbindung. Proletarische, subproletarische, subkulturelle und andere randständige Elemente waren wir, aber mit internationalen Verbindungen, denn anderswo in der Welt waren die Karten anders verteilt. In Frankreich, Spanien, den Niederlanden, Lateinamerika, den USA gab es stärkere anarchistische Bewegungen, andere Traditionslinien, andere maßgebliche historische Erfahrungen: die spanische Revolution von 1936, nicht der Bürgerkrieg, sondern die soziale Revolution; die Machnowtschina in der Ukraine 1918 gegen die Hegemonie und die Säuberungen der Bolschewiki bei der Etablierung ihrer Macht; die freiheitlichen bäuerlich-proletarischen Bewegungen in Lateinamerika; die subkulturelle Protestbewegung und die indigenen Bewegungen in den USA und Kanada; die Rätebewegungen, der Anarchosyndikalismus als Gegenbewegung zu den institutionalisierten Parteien und Gewerkschaften ... An diese historischen und zeitgenössischen Erfahrungen wollten wir anknüpfen. Pierre hatte viele Adressen in seinem kleinen Notizbuch, nach weiteren suchten wir gemeinsam. Überall gab es Versprengte, die ähnlich wie wir nach etwas Neuem suchten. Wir korrespondierten per Brief oder besuchten uns. Jahrzehntlang hatten wir keinen Urlaub, sondern fuhren zu Genossen. Oder die Genossen kamen zu uns.

*das glück war da das risiko / der überfluss der traum
und seine wirklichkeiten schwarze blüten von neuem*
Pierre Gallissaires, Die Straßen, die Mauern, die Commune,
MaD Flugschrift Nr. 10, 1975

Pierre, Lutz und ich hatten uns im Versammlungslokal der Hamburger Anarchisten 1972 kennengelernt, ein schwarz gestrichener Kellerraum unterhalb eines griechischen Lokals in der Karolinenstraße Ecke Marktstraße. Die zumeist jungen Menschen, auch hier viele junge Männer, wenige junge Frauen, waren Verweigerer, Suchende ... Es herrschte eine diffuse Stimmung zwischen Rausch und Verzweiflung, enthusiastischer politischer Diskussion, es gab Posen der Bewaffnung, Posen der Scheißegal-Haltung. Auch hier wurde nach dem Glück gesucht, auch nach der Wahrheit, nach Solidarität und Freiheit.

Ein indischer Anarchist kochte hin und wieder in seiner bescheidenen Sozialwohnung große Mengen Reis mit Gemüse für die Genossinnen und Genossen und erzählte von anarchistischen Traditionen in Indien. Leider ging der Kontakt zu ihm bald verloren, vielleicht war ihm die militante Radikalisierung der zumeist männlichen Genossen aus dem Anarchokeller zu fremd. Aber in seiner Küche traf ich erstmals Lutz. Er war mir wie ein Mythos angekündigt worden: Heute kommt ein echter Proletarier ... Da saß er dann auf dem Kühlschrank, in schwarzer Kordhose und rotem Rollkragenpullover aus Wolle, dünn, lang, energiegeladen, gestenreich und provokativ diskutierend, die schwarzen glatten und kräftigen Haare schulterlang mit Pony neben dem Seitenscheitel (seine lebenslange Frisur), eine feine Goldrandbrille (die er ebenfalls so gut wie lebenslang beibehält): So begann dieses starke Energiefeld zwischen uns beiden, eine spontane und heftige Anziehung, die viele Erschütterungen überstand.

Mit Pierre zusammen bildeten wir in diesem schon relativ kleinen anarchistischen Kreis eine besondere Zelle, die Theoretiker, könnte man sagen, diejenigen, die die Geschichte genauer kennenlernen wollten, bevor sie Aktionen starteten oder es lieber liebten. In den frühen Ausgaben der MaD-Zeitschrift finden sich unsere Untersuchungen zur Theorie und Praxis der anti-autoritären



Hanna Mittelstädt, 1971



Lutz Schulenburg, 1971

Bewegung und eine zweiteilige Kritik des Bolschewismus. Schon bald verlegten wir aber unseren Schwerpunkt aus den anarchistischen Kreisen, starteten etwa 1974 unser eigenes kollektives Experiment und nannten uns „Subrealisten“. Das Konzept der anarchistischen Zeitschrift *MaD–Materialien, Analysen, Dokumente* verwandelten wir 1976 in ein Diskussions- und Reflexionsblatt mit dem Titel *Revolte, Organ der Subrealisten*.

Ein später auch in der Subrealisten-Bewegung aktiver ganz junger Suchender war Jürgen Otte. Er beschreibt seine Situation in der *Aktion 220* (2013):

„Anfang der siebziger Jahre waren die Ausläufer der Wellen des weltweiten 1968 auch in der niedersächsischen Provinz angekommen. In Schüler- und Lehrlingsgruppen, in Initiativen für autonome selbstorganisierte Jugendzentren, in denen wir uns bewegten, fanden sich einige Slogans der Rebellion wieder. An den Gymnasien gab es die ersten ‚linken Lehrer‘, im Philosophie- und Geschichtsunterricht wurden Auszüge der *Frühschriften* von Marx gelesen. Seine Thesen über die Entfremdung hinterließen tiefe Spuren im eigenen Denken. Ein Großvater war Antifaschist, Gewerkschafter und Kommunist gewesen. Er gab mir einiges mit auf den Weg, starb, als ich sechzehn war. Im selben Jahr die erste eigene Tramptour nach Holland, Amsterdam. [...]

Hier in Amsterdam fanden sich selbstgedruckte Zeitschriften, Broschüren, Pamphlete, die ich so nicht kannte. Fast das Kleinste, was es dort überhaupt gab, fiel mir in die Hände. Zwei Faltblätter mit Parolen des Mai 68 und Thesen zur Selbstorganisation, wenn ich mich recht erinnere. Beides publiziert von Lutz, Hanna und Pierre. Zwei der allerersten Veröffentlichungen dieser drei. Und wie das damals war: Die ganze Welt sollte wissen, hier, das sind wir, das sind unsere Publikationen, das ist unser Beitrag zur sozialen Revolution. Deshalb fanden sich diese winzigen Faltblätter auch in Amsterdam wieder. Nicht viel Text, aber der hatte es in sich. Der brachte zum Ausdruck, wofür die eigenen Worte noch nicht weit genug waren. Die Thesen zur Selbstorganisation fundierten unseren Kampf für ein Jugendhaus. Der Mai 68, die soziale Revolution sollte fortan auch der Bezugspunkt für das werden, was jugendliche Oberschüler in der Provinz erträumten.“

Politisch engagiert?! Das waren die Jusos! Wir waren Revolutionäre!
Lutz im Interview mit Jan Bandel, 2007, s.o.

Als Lutz und ich 1974 nach drei anderen Stationen nach Hamburg-Bergedorf zogen und dort mehr als dreißig Jahre bis Weihnachten 2008 blieben („Dieses Gerede vom Metropolenleben muss man ja nicht mitmachen“, Lutz 1999), bildeten wir umgehend mit etlichen Genossen einen radikalen Aktions- und Diskussionskern. Dieser Versuch einer „revolutionären Kollektivität“ beschäftigte uns bis 1979. Der Kern des Kerns waren Freunde aus Bergedorf, die Lutz seit der Schülerbewegung kannten: u.a. Roberto Ohrt, Günter Meyer. Auch mein Bruder Thomas Mittelstädt stieß dazu, und Klaus Voß, der ab Mitte der achtziger Jahre für die Edition Nautilus Satz und Umbruch gestaltete. Hinzu kamen zumeist, aber nicht ausschließlich, männliche Genossen, die wir über Aktivitäten oder durch die Publikationen kennenlernten: aus Hamburg, Hannover, Mannheim, die bei den „Subrealisten“ aufgenommen wurden und von denen wir uns nach einer gewissen Zeit wieder trennten, wenn die Konflikte stagnierten. Pierre war zunächst persönlich anwesend, später als Ideengeber im Hintergrund für uns wichtig. Er war auch in den Fragen der zu gestaltenden Kollektivität und ihren Schwierigkeiten ein Einflüsterer ... oder Mitspieler ...

finde es auch wunderbar, dass wir uns über jede kürze, jeden hast und trubel, jede jeweilige „anhäufung von turbulenz“ hinaus immer wieder mal „gegenseitig vehement ins gedächtnis rufen“, immer wieder mal was schaffen und überhaupt – dass unsere schöpferische (dreieckige) beziehung fortbestehen und sich weiterentwickeln kann. (Pierre an mich aus Charmoy, „an welchem denn eigentlich“ im Jahr 1978).

Wenn ich jetzt die Korrespondenzen und auch die kollektiven Texte noch einmal lese, ist zunächst augenfällig, wie stark die Situationistische Internationale unser Vorbild war, sowohl ihre theoretisch-analytische Schärfe als auch die Rigorosität der Ansprüche an die Mitglieder. Und: Wie sehr wir uns bemühten, echte Revolutionäre zu sein, d.h. klar in der Beurteilung der gesell-

schaftlichen Verhältnisse, radikal in der persönlichen und kollektiven Haltung, schonungslos gegenüber anderen, aber auch gegenüber uns selbst. In einigen Ordnern der Marke Corona finde ich einen Großteil der Korrespondenz, unter uns und in die Welt hinein. All den Freundinnen und Freunden, die uns über den Weg gelaufen sind, sind wir in einer intensiven Zeitspanne begegnet, wir haben gemeinsam gesucht, gestritten, geliebt, und das alles unter einem ungeheuren Anspruch auf Kohärenz, einem ungeheuren Druck. Der Findungsprozess bezog sich auf unser gesamtes Leben: auf unsere Emotionen, auf eine uns entsprechende radikale Theorie und Praxis, war gegen jeden Reformismus gerichtet, gegen das Kleine Glück von konventionellen Beziehungen, gegen andere politische Gruppierungen, die der radikalen Kritik nicht standhielten, auch gegen die sogenannten undogmatischen Gruppen (die Spontis), die uns zu unscharf waren und deren informelle Hierarchie wir kritisierten, gegen die Guerillaformation, die das Spiel und die Freiheit nur in einem sehr begrenzten Rahmen zuließ, bevor sich die schweren Tore schlossen oder die Illegalität einen verheizte.

Als Subrealisten veranstalteten wir gemeinsame Treffen, oder hin und wieder „Kongresse“ (also größer angelegte, gut vorbereitete Treffen an besonderen Orten), organisierten Aktionen, diskutierten die für die *Revolte* geschriebenen Texte und entwarfen gemeinsam eine Grundlage für die neueren Feldzüge der kritisch-praktischen Theorie: *Jetzt, ein subrealistisches Manifest*, das, der Verlag war ja vorhanden, 1979 in der Edition Nautilus veröffentlicht wurde. Auf dem Cover, weißer Untergrund, schwarzer Aufdruck einer Weltkarte, rote Schmuckfarbe für die Schrift, die programmatischen Zeilen „bye bye, kleines glück / erledigt die synthetische zeit / bombardiert die vororte des schlafs / sprengt die city des traums“. Auf den linken Seiten im Buch versammelten wir Zitate unseres Ideenpools, rechts stand unser eigener Text.

Die Vorrede in einer gewissermaßen im Voraus beanspruchten Großartigkeit: „Im übrigen versichern wir den Lesern dieser Seiten, dass es uns nicht darauf ankommt, mit den Vertretern verschiedener Grade spezialisierter Delirien zu diskutieren in der Art wissenschaftlicher Streitschriften, dem Traktatdienst für subalterne Mitglieder geistiger Zuchtanstalten, noch dass wir liberal Raum für Realitätspathetiker einzuräumen gedenken, sondern

dass es uns allein auf das kategorische Urteil ankommt, das es zu fällen gilt, und darauf, dies schleunigst als konzentrierte Gärhilfe in die praktischen Kämpfe einwirken zu lassen ...“ Und der Klappentext endet mit: „Wie diese revolutionären Perspektiven des Umsturzes heute aussehen und über welche Hilfscorps die spektakuläre Gesellschaft noch verfügt nach den Feldzügen von 1968, alle beunruhigenden Geheimnisse dieser Zeit, die nicht die unsere ist, enthüllt diese Veröffentlichung, die das verschwiegene Programm der langen Revolution ist, die am warmen Morgen des Jahres 1968 begonnen hat und nun auf rauen Wegen durch die Nacht zu den Sternen zieht.“ Immerhin ist klar, dass dieser Ton in der antiautoritären Linken damals ausgesprochen selten war.

Zuerst kam die Dynamik, dann der Inhalt
Roberto Ohrt

Roberto Ohrt beschreibt das subrealistische Projekt in der *Aktion* 220 so: „Über unseren Zusammenschluss – die *Subrealisten Bewegung* – ließe sich viel sagen. Wir waren immerhin einige Jahre unter diesem Namen aktiv und probierten so einiges aus. Im Rückblick bleiben für mich zwei Aspekte besonders wichtig. Der erste Punkt betrifft unseren Aufbruch oder die Vorstellung, die uns zu dem brachte, *was wir wollten*: eine Gruppe, eine Organisation, eine Bewegung? Was sollte das werden, was schwebte uns da genau vor? Wie schon am Namen ersichtlich (Lutz hatte ihn vorgeschlagen), waren die Surrealisten für uns sehr wichtig – und natürlich die Situationisten. Aber was wussten wir eigentlich, was konnten wir über diese beiden Geschichten wissen? In deutscher Übersetzung gab es von den Situationisten bestenfalls zwei, drei Bücher, und die mussten erstmal gefunden werden (Manuskript-Editionen ohne wirklichen Vertrieb) [...], aber letztlich war unser Wissen auch in diesem Bereich überwiegend spekulativ; es konnte gar nicht anders sein, denn im Vergleich zur Fülle der heute greifbaren Publikationen beschränkte sich das Angebot seinerzeit auf eine Handvoll Titel, die zu beschaffen ebenfalls einiges

Geschick und Hartnäckigkeit verlangte: das richtige Antiquariat ausfindig machen, die richtigen Namen im Regal lokalisieren. Das mag wie ein allzu bekanntes – „damals ohne Internet“ – Lamento klingen, doch wer sich diese Voraussetzungen nicht vorstellen kann, wird auch nicht verstehen, warum Lutz und Hanna auf die Idee kamen, einen Verlag zu machen, buchstäblich aus dem Nichts: es ging nicht zuletzt darum, uns selbst die Bücher, die wir lesen wollten, zur Verfügung zu stellen.

Im Lauf der Zeit erfassten wir die Ideen der Situationisten genauer, doch als es losging, kam die Vorstellung, die wir als ein Vorbild am Horizont zu sehen glaubten, überwiegend aus unseren eigenen Phantasien; das war – wir ahnten es nicht einmal ansatzweise – die Bedingung unserer Aneignung. Andererseits gehörte zu dem Plan, eine eigene Gruppe zu formieren, genau das: der Verweis auf uns selbst. Unser Plan wollte, dass wir nun selbst konstruieren, selbst in die Hand nehmen, wie wir agieren, wie wir uns organisieren – auch ein Teil der Botschaft, die wir aus dem fernen Paris an uns selbst adressiert hatten. Wir bewegten uns in einer Mischung aus Fiktion und Wirklichkeit, aber sie brachte uns nun ganz real und unwiderruflich auf Distanz zu den Aktivitäten, die unser gesamtes Umfeld beherrschten, unsere ehemaligen Freunde und Bekannten oder deren neue Freunde. Nichts davon beeindruckte uns noch: übergeordnete Strukturen, Parteaufbau, Vertreterpolitik, Schulung oder Betriebsarbeit, sich anschließen, einreihen, agitieren ... Wir konnten diesen festgelegten Formen, ob sie nun alten Mustern nachgebildet oder etwas moderner hergerichtet wurden, ob in Bergedorf oder bei den Anarchisten in Hamburg, nichts mehr abgewinnen. Das Feld war insofern geräumt. Wir hatten natürlich ein paar Regeln; die Ausschlussdrohung gehörte dazu, genau wie die Ablehnung jeder Hierarchie, und es gab viele Ansprüche, einige so unerreichbar oder unklar wie der eigene Anteil an ihrer Formulierung. Im Grunde aber hatte unsere Sache keine vorgezeichnete Kontur. Die ‚Gründung‘ mochte als formeller Akt angelegt und ‚historisch‘ abgesichert sein, doch sie war ein Aufbruch ins Ungewisse, ein Abenteuer, dessen weiteren Verlauf wir selbst zu bestimmen hatten – und das *bewegte* uns definitiv.

Der zweite Punkt betrifft einen Bereich unserer Praxis, der immer besonders umstritten war: das Schreiben. Im Hintergrund

unserer Auseinandersetzung stand wahrscheinlich auch die Ahnung oder der mögliche Vorwurf, dass eine solche ‚Praxis‘ nur wenig mit *direkter Aktion* oder *Propaganda der Tat* zu tun hatte, Vorstellungen, die wir vom Anarchismus mitbrachten. Ähnlich undeutlich haben wir wohl empfunden, dass die Ablehnung oder völlige Verwerfung von Kunst und Dichtung mit etwas anders geschnittenen Begriffen zur Grundlage der herrschenden Kultur und Politik gehört, populistisch leicht zu mobilisieren: als Reflex gegen alles Unnütze und Eigenständige. Andererseits konnte – wir wollten es am Anfang nicht wahrhaben – nicht jeder sich in diesem Medium bewegen. Wir hatten stunden-, manchmal tagelang Streit, weil einige Mitglieder keine Texte vorlegten, ‚nichts beitragen wollten‘. Und das Schreiben stand bei den Subrealisten im Zentrum; es war letztlich unsere Hauptaktivität, die Zeitschrift *Revolte* unsere Barrikade. Wer für ihre Befestigung nichts mitbrachte, hatte es schwer. [...]

Das Richtige zu sagen, reichte nicht; es musste vor allem in einer beeindruckenden Form mit einer gewissen Leidenschaft geschehen. Zuerst kam die Dynamik, dann der Inhalt. Was schließlich veröffentlicht wurde und in der *Revolte* heute noch nachlesbar ist, klingt vielleicht trotzdem holperig, kryptisch oder sogar steif; das ist unbedeutend, denn wir erlebten die Sache anders.

Eine akademisch kontrollierte Sprache wollten wir nicht, und wir ließen uns auch nicht durch das Recht des richtigen Inhalts dazu verleiten – keine leichte, keine selbstverständliche Angelegenheit im deutschen Sprachraum nach dem 2. Weltkrieg. Mit den Situationisten und Surrealisten hatte Pierre uns die stärkere Verbindung der französischen Kultur – zumindest in der Linken – zur Poesie vermittelt. *Poesie*: das klang seinerzeit in Deutschland noch wie Reim und Glitter, ein kitschiger Süßstoff aus der Kinderstube, der mit der Welt der Erwachsenen und auch mit dem Ernst des ‚politischen‘ Handelns wenig zu tun hatte. Es klang auf keinen Fall wie ‚Lautréamont‘ oder ‚Rimbaud‘. Der Sprung in dieses Gelände war auf dem Boden der deutschen Sprache etwas schwieriger, doch unterstützt und inspiriert von der respektlosen Radikalität und kühlen Eleganz, die uns in den Schriften der Situationisten vorlag, eigneten wir uns die andere Balance an, das Gewicht des poetischen Ausdrucks, vielleicht sogar als eine Richtlinie: zuerst der mitreißende Ausdruck, eine gewisse

Schönheit oder etwas Überraschendes, dann die Sache, um die es gehen soll. Nicht, dass unser Schreiben sich unter diesem Diktum der Bindung an die Aussage und an einen überprüfbaren Inhalt entledigen wollte. Immerhin erhält eine bestimmte Idee (bzw. ihre Formulierung) aus der überraschenden Zuspitzung zum ‚Bild‘ oder ‚Ausdruck‘ ihren besonderen Reiz. Insofern ging es natürlich um das Denken, die Kraft eines Arguments, die Kommunikation der Ideen und ihre Verschärfung, aber es gab auch diese Ablösung vom unmittelbaren Nutzen und den freien Wert der Schönheit, bis zur Konsequenz: wenn ein Satz nicht mit dem Sensorium des poetischen Kosmos korrespondiert, ist er eigentlich nicht der Rede wert. Lutz verstärkte diese Balance mit seiner ganzen Person. Er verlas seine Texte mit der vollen Überzeugung und ohne irgendeinen Zweifel, dass es genau diese leidenschaftliche Sprache sein muss. [...]“

Lutz schilderte den Einfluss der Situationisten auf uns in einem Interview mit Andreas Löhrer 1996 anlässlich der Herausgabe eines Sammelbandes mit situationistischen Texten in der Edition Nautilus (*Der Beginn einer Epoche*) so: „Es war ja für uns damals als anarchistische Aktivisten auch eine Entdeckung, die Thesen, die Praxis, die ganze situationistische Welt. Es war eine unmittelbare Bereicherung für uns persönlich, und auch in unserer Sichtweise für eine mögliche Praxis. Woran man vielleicht auch erinnern sollte, ist, dass die Situationisten eigentlich auch ein Produkt der Nachkriegszeit sind, der unmittelbaren Nachkriegszeit, und zwar in Opposition stehend zu zwei großen Blöcken, die es damals gab: dem Stalinismus, der auch große Bereiche der Kultur beherrschte, u.a. inklusive Sartre, und dem westlichen Modell der nachfaschistischen Hegemonie; und dazwischen mussten sich Künstler, junge Leute, Taugenichtse und politische Aktivisten behaupten, und zwar gegen die Tendenzen der Aufreißung, der Aufsaugung durch die bürgerliche, kapitalistische Gesellschaft und durch das stalinistische Lager. Das ist jetzt alles fortgefallen. Wir hatten ja in den siebziger Jahren auch das Problem, als Libertäre und als Situationisten in Deutschland, uns gegen die vorherrschende Haltung der traditionellen Linken zu behaupten. Da lag auch ein Teil der Isolierung und der Nichtwirkung gerade der Situationisten speziell hier in Deutschland. Hier hatte das auch

damit zu tun, dass die ollen Kamellen von vor '33 wieder aufgewärmt wurden, was in vielen Bereichen zu verheerenden Ergebnissen geführt hat. Vor allem, dass uns diese Figuren, die damals tonangebend waren, heute als neue Bosse gegenübertreten. Das darf man ja nicht vergessen: Christian Semler und solche Knalltüten. Insofern bleiben natürlich auch bestimmte Feindschaften.“ (siehe *Die Aktion* 220)

Pierre formulierte 1977 in einem Brief die Grundsätze der Kollektivität und des revolutionären Eingreifens, wie wir es versuchen wollten und wie Pierre es besonders in Raoul Vaneigems und Guy Debords Texten gefunden hatte:

*im alltäglichen leben/überleben kann man nur in dem maße erleben, in dem man darin eingreift, sich ihm gegenüber aktiv verhält.
ein irrthum wäre also zu glauben, man könnte ohne intervention im alltäglichen leben/überleben zum erleben gelangen. [...] erleben hat nur mit lebendigem zu tun, d.h. unmittelbarem, direktem, nahem [...]
wie die spontanität ist das erleben vielmehr eine eroberung als ein gegebenes [...]
ein subjekt / individuum lässt sich dadurch definieren, dass es durch den willen zum leben lebendig gemacht wird, den willen zum leben, den es entweder nie ganz verloren oder auch wiedererlangt hat, den willen, sich selbst und die welt zu erzeugen und zu gestalten, sich selbst zu machen, wie man geschichte macht [...]
ein subjekt, ein individuum, das durch die tätigkeit zum ausdruck kommt, durch diese „notwendige entäußerung“, und nur durch sie zu sich selbst kommt und sich selbst verwirklicht (debord, these 161); das den anderen nur dann begegnen kann (kommunikation), wenn sie gleichfalls durch denselben willen zum leben getrieben werden (und nicht nur überlebende sind) [...]
bekanntlich ist die erste form, in der dieser wille zum leben zum (äußerlichen) ausdruck kommt, die spontanität, die „seinsweise der individuellen kreativität“ (vaneigem) und die poesie die „organisation“ dieser „kreativen spontanität“ ...
eingreifen, intervenieren, in die hand nehmen, schöpferisch gestalten, spielen uswusf... aber wie? [...]
abgesehen vom eigentlichen „sich-auf-den-weg-machen“, von dieser „suche“ selbst, die als indiepraxissetzung eines verlangens eine aktive intervention darstellt, fängt erst hier – mit der kritischen wahrnehmung – die bewusste aktivität*

*und folglich die möglichkeit eines erlebens an ...
die sogenannte intervention selbst schließt die der kritischen wahrnehmung
mit ein – indem der kritische teil behalten wird, während es sich nicht mehr um
wahrnehmung, sondern um organisierte = poetische konstruktion handelt ...
[Fußnote über bestehende Gefahren ...]*

richtlinien zur intervention:

- 1. die beste intervention ist diejenige, die am weitesten vom militantismus
[=Politaktivismus] jeder art entfernt ist und bleibt. [...]*
- 2. die beste intervention ist diejenige, die am weitesten von der wiederholung,
d.h. auch von der austauschbarkeit entfernt ist und bleibt.*
- 3. die beste intervention ist diejenige, die am weitesten von dem bewusstsein
der „notwendigen“ fügung entfernt ist und bleibt.*

[...] und im positiven sinne

- 1. die dem spontanen am nächsten ist und bleibt, d.h. eigentlich, die ihm trotz
all seiner unzulänglichkeiten und unvollständigkeiten vertrauen schenkt, ein
selbstkritisches vertrauen, das weiß, das spontane sei auf der einen seite kein
gegebenes, es enthalte aber auf der anderen seite in sich selbst die elemente
ihrer weiterführung und entfaltung – ihrer organisation, ihrer eigenen poesie ...*
- 2. die dem moment am nächsten ist und bleibt, d.h. dem punktuellen des ein-
maligen, unmittelbaren und einheitlichen moments ... gegen die tote Zeit der
hektischen wiederholungsversuche, die zeit sozusagen zu verlangsamten, um
die „fortwährenden leidenschaften der unmittelbaren erfahrung zu erleben ...
sie nicht an sich vorübergehen zu lassen, sondern sie zu leben und fortwäh-
rend neu zu schaffen ...“ (raoul vaneigem) [...]*

(schlussfolgernd)

- 5. die beste intervention ist diejenige, die ein maximum an lust zum spiel und
an spielmöglichkeiten und -formen einsetzt, die am meisten das dialektische
spiel des erlebten raumes und der erlebten zeit betätigt, mit dem ziel, die ein-
heitliche raum-zeit des erlebten zu konstruieren.*

*[...] die keinen qualitativen unterschied zwischen ausgangspunkt und ziel
kennt, das ist sogar ein aspekt ihrer einheitlichkeit [...]*

*es lebe unsere unreduzierbare unzufriedenheit und begierde dem leben gegen-
über!*

*es lebe das ständige experiment – zur ständigen kritik und neuschaffung der
totalität des alltäglichen lebens!*

*„ohne tote zeit, ohne hemmnisse“, so unterschrieb Pierre jeden
Brief und auch diesen noch viel längeren Exkurs über die Grund-
lagen der Organisation.*

Man kann also erstens nicht sagen, dass wir nicht wussten, was wir taten. Wir wussten es sehr genau, wir arbeiteten uns daran ab, dieses Wissen in die Praxis umzusetzen, d.h. es zu leben, persönlich, kollektiv, und ja: auch im Verlag. Und zweitens: Diese Haltung lag als Programmatik wie ein „Über-Ich“ über unserem ökonomischen professionellen Unternehmen, und der Spagat zwischen den täglichen Erfordernissen und der revolutionären Vision war gewaltig.

Um Pierre kein Unrecht zu tun: Er hat ganz selten solche grundsätzlichen Thesen aufgeschrieben oder mündlich vertreten. Das entsprach gar nicht seinem Temperament. Aber hin und wieder kam es aus ihm heraus, wenn der „verlorene Haufen“ in Deutschland sich verrannte oder Lutz verzweifelte. Dann holte er aus, in einem Deutsch, das für einen französischen Deutschlehrer ganz erstaunlich war und das wir immer bewundert haben. Auch wenn er Lutz mit seiner peniblen Genauigkeit verrückt machen konnte. Lutz konnte aber sehr charmant antworten:

(23.11.1977) lieber alter, gerade bin ich frisch geduscht und mit kaffee vollgehoffen in den tag gestiegen. mein großer gedanke in den letzten 14 tagen war es, dir zu schreiben. unbedingt. nur das gewicht der welt zieht mich an den boden. manchmal überkommt mich das [Jacques-]Vaché-Spiel, meine psyche torkelt dann durch den raum.

ich muss sagen, im moment fühle ich mich frisch und tatendurstig, ach, dieser durst ist ja immer da und unstillbar. dass ich mich so stark fühle, liegt sicher an der dusche, so sauber, so gereinigt, prickelnde haut.

das wichtigste ist die revolution, darum hier ein rapport über ihre neuesten kreisbahnen ...

Sie rotierten um Jacques Vaché, der es zur Meisterschaft in der Kunst gebracht hatte, „auf alles sehr wenig Wert zu legen“, und dessen wenige Briefe aus dem Ersten Weltkrieg wir unter dem Titel *Kriegsbriefe* 1979 veröffentlichten. André Breton hatte über ihn gesagt: „Vaché ist der Surrealist in mir“, und so kam er auch zu uns: über den Surrealismus, den wir neu und aus verschiedenen Perspektiven entdeckten. Vaché war Dandy, non-writer, eine Art Mythos. Breton schrieb vier Vorworte für diese schmale Textsammlung, und Pierre und ich übersetzten alles erstmalig ins Deutsche.